



ROBERT UND EDWARD  
SKIDELSKY:  
WIE VIEL IST GENUG?  
VOM WACHSTUMSWAHN ZU  
EINER ÖKONOMIE DES  
GUTEN LEBENS

Kunstmann Verlag,  
München 2013

ISBN 978-3-88897-822-7  
318 Seiten, 19,95 €

Robert und Edward Skidelsky haben mit „Wie viel ist genug?“ ein wachstumskritisches und enorm erfolgreiches Buch vorgelegt. Robert Skidelsky ist Historiker, Ökonom und Dogmenhistoriker, sein Sohn Edward ein bekannter Philosoph. Robert ist zudem Autor einer berühmten dreibändigen Keynes-Biografie, für die er von Queen Elizabeth geadelt wurde.

Ausgangspunkt ist Keynes berühmter Aufsatz von 1930: „Economic possibilities for our grandchildren“. Darin hatte er ausgerechnet in der Großen Depression eine positive Vision für die 100 Jahre entfernte Wirtschaft der Enkel entworfen. Demnach würde die Wirtschaft bis 2030 ein so hohes Wohlstands- und Produktivitätsniveau erreicht haben, dass alle materiellen Bedürfnisse der Bevölkerung mit nur einem Bruchteil des zu Keynes' Zeit üblichen Arbeitseinsatzes von durchschnittlich ca. 48 Stunden pro Woche befriedigt werden könnten. Das ökonomische Problem wäre im Wesentlichen gelöst, und die Menschheit könnte sich zum ersten Mal in ihrer Geschichte den wirklich wichtigen immateriellen Fragen widmen.

Die Skidelskys entwerfen gut 80 Jahre später eine ähnliche Vision. Nach einem Vergleich von Keynes „Vorhersagen“ mit der ökonomischen Realität der Industrieländer stellen sie fest, dass Keynes damals die Steigerung des Wachstums des Bruttoinlandsproduktes pro Kopf trotz der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs sogar leicht unterschätzt hatte. Komplet falsch sei dagegen seine Schätzung der durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit, denn die liege heute kaum bedeutend unter der von vor 80 Jahren. Obwohl anscheinend heute tatsächlich fast die ökonomischen Möglichkeiten bestehen, die Keynes für seine Enkelkinder vorhergesehen hatte, werden sie nicht in seinem Sinne für mehr Muße und die wirklich wichtigen immateriellen Dinge im Leben genutzt.

Zentral für die Argumentation ist der von Keynes nicht gesehene Unterschied zwischen Bedürfnissen und Wünschen (Kapitel 1). Während es natürliche Grenzen für Bedürfnisse gebe, seien die Wünsche unbegrenzt. In dem endlosen Bestreben nach der Befriedigung immer neuer Wünsche würde ein immer höheres Einkommen und daher ständiges Wirtschaftswachstum notwendig, weshalb es nicht zu einer durchgreifenden Arbeitszeitverkürzung komme. Der Hauptgrund für die Unersättlichkeit der Begierden liege in ihrer relativen Natur, wodurch es zu statusorientiertem Konsum komme. Die Menschen versuchten sich gegenseitig zu übertrumpfen, um einen höheren sozialen Status zu erlangen. Der Kapitalismus verstärkte diese menschliche Eigenschaft durch diverse Mechanismen, wie z. B. Werbung und die radikale Monetisierung von fast allem. In einer Art „faustischem Handel“ (Kapitel 2) müsse die Gesellschaft laut Keynes moralisch niedere Motive wie die Gier im Kapitalismus eine Zeit lang akzeptieren, um im Gegenzug materiellen Wohlstand zu erlangen. Das Hauptproblem bestehe darin, sich der niederen Motive, die dem guten Leben für alle im Weg stünden, zu entledigen, sobald

sie ihre Funktion, die Schaffung von materiellem Wohlstand, erreicht hätten. Die Mainstream-Ökonomie kommt schlecht weg: „Die vielleicht wichtigste intellektuelle Hürde, um ein gutes Leben für alle zu verwirklichen, ist aber die Wirtschaftswissenschaft selbst, oder vielmehr die tödliche Orthodoxie, die unter diesem Namen in den meisten Universitäten ihr Unwesen treibt.“ (S. 25).

Die Kapitel 3 bis 6 versuchen zu zeigen, dass so etwas wie das „gute Leben“ tatsächlich existiert und welche Eigenschaften es ausmachen. Hierzu argumentieren die Autoren in Kapitel 3, dass die heute dominierenden Vorstellungen der liberalen Philosophie und der neoklassischen Ökonomie, es sei nicht möglich oder zulässig, überindividuelle oder normative Konzepte wie das „gute Leben“ zu verwenden, nicht überzeugend sind. In der Philosophie sämtlicher Zivilisationen – mit Ausnahme unserer heutigen – finde sich die Überzeugung, dass es natürliche Grenzen der Bedürfnisse und Charakteristika eines guten Lebens gebe. Die Kapitel 4 und 5 behandeln dann recht ausführlich einflussreiche andere wachstumskritische Ansätze, die sogenannte „Glücksökonomie“ und die Ökologie, von denen sich die Skidelskys deutlich abgrenzen. In Kapitel 6 präsentieren die Autoren dann ihr Konzept des guten Lebens, indem sie seine zentralen Elemente in Form von sogenannten Basisgütern definieren. Sie halten Gesundheit, Sicherheit, Respekt, Persönlichkeit, Einklang mit der Natur, Freundschaft und Muße für die wesentlichen Basisgüter. Eine gewisse Unschärfe bei diesen Begriffen ist wohl unvermeidlich; die Argumentation ist dennoch anregend und überzeugend.

Kapitel 7 schließlich ist möglichen Strategien zur Verwirklichung des guten Lebens für alle gewidmet. Dabei bleibt der Ansatz der Skidelskys trotz des angestrebten umfassenden Wandels der Gesellschaft sehr liberal. Sie bestehen darauf, dass der Übergang zum guten Leben ohne Zwang durchgesetzt wird („Paternalismus ohne Zwang“). Elemente sind ein garantiertes Grundeinkommen, die Verminderung des Konsumdrucks durch Einschränkungen der Werbung und eine progressive Ausgabensteuer. Natürlich ist keine der vorgeschlagenen Maßnahmen für sich genommen neu, aber die Art und Weise, in der sie in die Gesamtargumentation eingebunden sind, ist eine intellektuelle Leistung ersten Ranges.

Bei allem Lob ist das Buch selbstverständlich nicht ohne Schwächen. Das Hauptproblem besteht im Fehlen einer kohärenten makroökonomischen Erzählung, die zeigt, dass die sich aus dem systematischen Streben nach dem guten Leben ergebende Entwicklung ohne ernsthafte ökonomische Turbulenzen, die die materielle Grundlage für das gute Leben selbst untergraben würden, umsetzbar ist.

Trotzdem bietet „Wie viel ist genug?“ einen hervorragenden Ausgangspunkt für die notwendige wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Debatte um Wachstum und Wohlstand. ■

ACHIM TRUGER, BERLIN